



MARCHIVUM

MANNHEIMS ARCHIV
HAUS DER STADTGESCHICHTE
UND ERINNERUNG



MARCHIVUM Druckschriften digital

Hakenkreuzbanner. 1931-1945 14 (1944)

33 (4.2.1944) Zweite Ausgabe

[urn:nbn:de:bsz:mh40-310220](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:mh40-310220)



HAKENKREUZBANNER

Neue Mannheimer Zeitung

Auf Kriegsdauer mit dem „H“ zusammengelegt

Verlag: Hakenkreuzbanner-Verlag und Leuckert-Gesellschaft, Mannheim B. 3, 14, Fernspr. 2118. Anzeigen u. Vertrieb: Mannheim B. 1, 1, Fernspr. 2222. Erscheinungsweise: 1mal wöchentlich. Wegen streckweiseiger Bestimmung erscheint h. a. w. die Samstag-Ausgabe zusammen mit der Sonntag-Ausgabe. Druck: Mannheim'sche Großdruckerei GmbH. - Bezugspreis: Durch Träger frei Haus RM 2.-, durch die Post RM 1.70 monatlich. Bestellschein Z. 22, Anzeigenpreisliste Nr. 13 gültig. - Schriftleitung: Z. 22, Heidelberg. - Druckerei: Pröschmann am Bismarckplatz. Fernspr.: Heidelberg 3222-3227. - Hauptgeschäftsführer: Fritz Kaiser, Stuttgart. Dr. Alois Winbauer, Chef v. Dienst. Julius Eiz. - Berliner Schriftleitung: Nollendorferplatz 8 (Fernspr. 27 1376). Leiter des Berliner Büros: Dr. Heinz Berns

Der neue Frontverlauf im Osten

Die Ausweichbewegungen unserer Kräfte / Die strategischen Zielsetzungen der Sowjets

Von uns Berliner Schriftleitung

Berlin, 4. Februar.

Im Osten hält der harje Abwehrkampf der deutschen Truppen an. Sein Hauptziel ist, einen Durchbruch der Sowjets zu vermeiden, und ihnen möglichst hohe Menschen- und Materialverluste abzuverlangen. Das bedeutet zugleich, daß wir, wo erforderlich, elastisch Raum preisgeben unter möglicher Rückführung des eigenen Materials. Diese Taktik führt mitunter zu sehr eigenartigen Frontverläufen. Zum Beispiel statt von Norden nach Süden, von Westen nach Osten. Es gilt weit vorgeschobene Brückenköpfe, wie zur Zeit im Südschritt Nikolajew oder im Nordabschnitt Luga, so lange zu halten, bis der Brückenkopf seine Aufgabe erfüllt hat. Die Hauptkampflinie im Nordabschnitt ist z. B. heute schon an der Narwa, nahe dem Peipus-See, während noch am Inensee und bei Luga gekämpft wird.

Oder wir begegnen einer Frontkrümmung im Mittel- und Südschritt, die man gewiß ungewöhnlich nennen kann. Die Sowjets sind z. B. südlich der Pripjettümpfe bedenklich nach Westen eingedrungen, während immer noch zwischen Kirowgrad und Belja Zerkow deutsche Truppen am Drnjepr stehen. Schwierige Frontverläufe, Vorsprünge und Rücksprünge wie etwa vom Bug bis zum östlichen Punkt des Dneprbogens, rufen mit der Zeit nach Begründung, wenn erwiesen ist, daß sie zu entscheidenden Aktionen sich nicht eignen lassen oder nicht mehr benötigt werden.

Ein Gedanke wird dann reifen: Je länger der Krieg dauert, je mehr er sich seiner Entscheidung nähert, um so eher sind die militärischen Offensiven mit politischen Zielsetzungen verknüpft. Offensichtlich drängt die Sowjetoffensive im Nordabschnitt z. B. auf die Isolierung

Finlands, das zugleich mit dem Molotow-Plan eines großen sowjetischen Bundesstaates ganz speziell in die Mause Falle gelockt werden soll. Die Sowjetoffensive im Mittelabschnitt war verbunden mit einem politischen Druck auf die Polenregierung in London, der in dem Bessch-Vertrag ein lehrreiches Beispiel gegeben werden sollte. Die Sowjetoffensive im Südschritt zielte politisch auf die Balkanstaaten und die Türkei.

Ihr Anfangserfolg wurde vom Kreni zur Inthronisierung der Tito-Regierung in dem dalmatinischen Partisanengebiet ausgewertet. Ihr Stechenbleiben bei Cherson und auf der Krim ließ einen in Teheran beschlossenen und in Kalro ausgeübten starken Druck auf die Türkei, der sie zur Teilnahme am Kriege bewegen sollte, noch einmal scheitern. Es war also das Ziel mancher Großoffensive, neue Partner in den Krieg einzubringen, oder einzelne Gegner, die schwächsten natürlich, als leuchtende Opfer aus der Kriegsfront herauszubomben.

Die strategischen Feindziele im Süden und Westen:

England und Amerika sind stolz, daß ihnen mit ihrer Sizilienlandung und der Besetzung von Süditalien ein ausgesprochen politischer Erfolg gelungen sei. Sie wissen aber selber, daß sie nur durch die Charakterlosigkeit des sowjetischen Gnomens und seines Badoglio einen Erfolg hatten. Gott sei dank nur einen halben, denn so leicht ist es nicht, einen echten Durchbruch in die europäische Festung zu erreichen. Bis heute noch ist dieser Einbruch, der zwar gelang, südlich von Rom zum Stehen gebracht. Die Anstrengungen Clarks und Alexanders sind zur Zeit groß, bis Rom und über Rom hinaus zu kommen. Es wird dort mit einer Härte gekämpft, die der im Osten nicht nach-

steht, ja, das Materialangebot ist noch größer.

Der Druck auf Spanien, das sich gegen die angelsächsischen Pressionen stets aufbaut, ist noch nicht militärisch unterbaut. Das kann natürlich täglich geschehen und Roosevelt und Churchill mögen vorerst viel von einem Sturz Francos und der Entfesselung einer spanischen Revolution haben, die sich militärisch mit ihnen verbinden würde.

Der militärische Hauptstoß aber, an den Generalismus Eisenhower denkt, wäre natürlich die Entfesselung einer Dolchstoßbewegung auf der Linie Rom-Marseille-Paris-Brüssel-Amsterdam. Die Methode, des Invasionsversuches wird, darum vielleicht gar nicht einmal so stark küstengebunden gedacht sein als überspringend. Hierzu wäre noch manches zu sagen, worauf es uns hier aber ankommt, ist lediglich festzustellen:

1. Daß unsere Umgruppierung im Osten in Anbetracht des zu erwartenden Dreifrontenkrieges eine Notwendigkeit war.

2. Daß unsere oberste Kriegsführung dieser Notwendigkeit Rechnung getragen hat und entschlossen weiter Rechnung trägt. Gestern meldete der OKW-Bericht, daß Rowno und Luzk geräumt worden sind. Andere Namen, die heute noch als Brennpunkte von Kämpfen erscheinen, mögen gelegentlich folgen. Das werden wir verschmerzen, denn es kommt nur auf eines an: Daß wir in der großen Linie die Initiative behalten und die Chancen für den Endsieg nicht verlieren geben.

Wir werden aber mit oder ohne den anglo-amerikanischen „Befreiungsversuchen“ im Westen dem Abwehrkampf im Osten einen solchen im Westen antreiben, der wiederum auf den Osten zurückwirkt. Inzwischen heißt es für die Heimat, gegen den Luftterror moralisch stark zu bleiben, wie schwer er uns auch prüft.

Warum den Kopf hängen lassen?

Mannheim, 4. Februar.

Der Ring um Deutschland ist enger gezogen. Wir können es nicht leugnen und wollen es nicht leugnen. Unsere Front im Osten steht nicht mehr an der Wolga und stützt sich nicht mehr auf den Kaukasus, sondern steht am Bug, an der Luga und an der Beresina. Und im Süden stürmen unsere Panzerkorps nicht mehr durch die Ulysschen Wälder, sondern fechten unsere Grenadiere an den Hängen des Monte Cassino, und 50 km südlich der Ewigen Stadt. Auch der Ring des Todes, den unsere Unterseeboote um England gelegt haben, hat Lücken bekommen, durch die aus den schier unerschöpflichen Vorrats- und Waffenkammern von drei Kontinenten der wankenden und darbedenden Insel neue Kräfte zuströmen. Im Luftkrieg schließlich sind Tod und Terror mitten in unser Land getragen worden, ohne daß sie uns erschüttern konnten, aber auch ohne daß aller Mut und aller Einsatz es ihnen bisher restlos zu wehren vermochten.

Wir scheuen dieses Bild der kriegerischen Entwicklung und seine Düsternis nicht. Wir dürfen nur nicht dabei stehen bleiben, uns nur nicht an ihm festsaugen, uns nur nicht von ihm bannen lassen. Denn dieses Bild zeigt uns nur die eine Hälfte der geschichtlichen Wahrheit. Es zeigt uns nur die Prüfung, in die die Geschichte uns geschickt hat, es verbüllt aber die Chancen, die sie für uns nach wie vor bereithält.

In seiner großen, ebenso realistischen wie philosophischen Schau des Krieges, die Clausewitz in seinem Werk „Vom Kriege“ als unerschöpfliches Lehr-, Mahn- und Trostbuch einer dieser Lehren, dieses Trostes und dieser Mahnung sehr bedürftigen Nachwelt hinterlassen hat, stellt dieser „Lehr- und Zuchtmeister der preussischen Armee“ fest, daß die schlimmsten Folgen militärischer Rückschläge nicht die Einbuße an militärischer Kraft, sondern an moralischem Vertrauen seien: daß „Niederlagen blind machten gegen sich selbst“, daß

die wirkliche Situation so verüsterten und verschleierten, daß man sich nicht mehr darin zurechtfindet. Die Aufgabe des wirklichen Führers und Feldherrn sei es in diesem Falle, den klaren Blick zu behalten, die Sicherheit und das Selbstvertrauen der Seele zu bewahren, mit doppelter Schärfe nach den Schwächen des Gegners und nach dem eigenen Vorteil zu spähen und sich immer wieder darüber klar zu sein, daß es im wesentlichen in der eigenen Hand liege, ob Sieg oder Niederlagen Zufälle bleiben oder geschichtliche Entscheidungen würden.

Diese Mahnung Clausewitz gilt auch für unsere Tage; sie gilt um so mehr, als diese Tage - wir haben es alle im Gefühl und die Zeichen dafür drängen sich von Überall heran - in die letzte und endgültige Entscheidung dieses Krieges hineinwachsen.

Dabei ist eines ebenso trübselig wie bemerkenswert für die ganze psychologische und moralische Situation unseres Volkes: die kämpfende Front bedarf der Mahnung, die in den Clausewitzschen Feststellungen steckt, nicht. Es muß ergänzt werden: die kämpfenden Fronten. Denn je neu so wie der Soldat, der sich an der Sumpfküste des Faulen Meeres oder auf der historischen Schlachttätte der Beresina mit den Sowjets und in den Schneehängen der Abruzzo mit den Engländern und Amerikanern schlägt, sich das unbedingte Gefühl der Überlegenheit und mit diesem Gefühl die Sicherheit eines guten Endes bewahrt hat, genau so hat auch der Kämpfer in der Heimat, an der türchrischen Front in der Heimat, an der türchrischen Front in der Heimat, seinen Mut und seine Zuversicht nicht verlieren. Nichts Überwältigenderes als dieses Bild: je mehr einer im Tosen der Schlachten steht, desto mehr fröhlich das Feuer dieser Schlacht alle Schrecken des Zweifels und der Kleinmut an ihm wegt. Desto mehr glüht er selber in Leidenschaft und Erbitterung, in Trotz und Kraft, in Glauben an sich selbst und in Vertrauen auf den Sieg. Nur eine wirklich kämpferische Nation kann durch solche Feuer schreiten und nicht verbrannt, sondern geläutert daraus hervorgehen!

Das deutsche „Aber“

Aber, und dieses Aber trifft auf eine ebenso typische Eigentümlichkeit des deutschen Geistes, der so sehr zum Grübeln und Problematisieren neigt und sich so leicht in die letzten Tiefen fallen läßt: düsterste Sorge befallt jeden um die Front, an der er nicht selber steht. Die deutschen Städte mögen sich in Trümmerhaufen verwandeln, der deutsche Bürger schüttele den Staub ab und wische den Rauch sich aus dem Gesicht, nimmt ein Pappschilde, kritisiert Name und Laden drauf und bingt von neuem an. Da wo er steht, ist er nicht umzubringen. Aber da wo er nicht steht, da sieht er pechschwarz Gefahr und Finsternis. Der gleiche Bürger, der hochgehobenen Hauptes durch die rauchenden Trümmer seiner Städte geht und den Gedanken, daß die Burschen ihn auf diese Weise weich machen könnten, gar nicht an sich heranläßt, der läßt am Abend, wenn er irgendwie noch eine unversehrte Bank in einer nur halb zertrümmerten Kneipe findet, den Kopf tief hängen; wer weiß, ob die Ostfront hält! Ganz sicher muß das Generalgouvernement geräumt werden! Und die rumänischen Oelquellen gehen natürlich sich futsch! Und was der gleichen Angstvorstellungen, in die er sich begierig verbeißt, mehr sind!

Der Engländer, der sich manchmal in der deutschen Psyche besser auszukennen

scheint als wir selbst, weiß das geschickt zu nutzen: In den Flugblättern, die er seinen Bomben beibringt, prophezeit er dem deutschen Bürger, dessen Haus er in Trümmer legt, nicht, daß dieser Bürger das nächste Mal zusammenbrechen werde, aber er erzählt ihm, daß die Ostfront nicht mehr zu halten sei, die Südfront ganz nieder aufgelöst würde und vor der kommenden Invasion die ganze Festung Europa wie ein Kartenhaus zusammenstürzen werde. Genau so wie er umgekehrt, daß der Iran aus dem Front nicht erhalt, daß der Iran aus dem Ural oder der Ränge aus Texas ihm haushoch überlegen seien, sondern ihm mit allen Greueln, die seine Phantasie der Wirklichkeit noch hinaufzut, ausmal, wie hoffnungslos verloren die Situation der Heimat unter den Schlägen des Terrorkrieges geworden sei.

Gegenüber diesen Infektionsversuchen gilt es sich zu wappnen. Nicht indem man einfach die Augen zumacht und so tut, als ob es überhaupt keine Rückschläge und keine Kriege gäbe und die ganze militärische und politische Situation rosenrot sei, sondern indem man sich die Klarheit und die Sicherheit bewahrt, richtig auszuwägen und abzuwägen, indem man sich von der Stimmung über die eigenen Rückschläge nicht die Einsicht in die Schwierigkeiten und Nöte beim Gegner verbauen läßt. In-

Der Trick kam ihnen sehr gelegen ...!

England sucht seinen Verrat an Europa hinter Stalins Verfassungsbluff zu decken!

(Drahtbericht unseres Korrespondenten)

Sch. Lissabon, 3. Februar

Moskau sucht seinen neuesten Propagandatricks der Gründung von außenpolitisch und militärisch selbständigen sowjetischen Scheinrepubliken Resonanz in allen Teilen der Erde zu verschaffen. Aus der Sowjethauptstadt wurden gestern große Teile der Molotow-Rede in allen wichtigen Sprachen verschiedentlich gesendet.

In London ist die Behandlung bisher vorsichtig zurückhaltend, doch läßt sich das Zusammenspiel der maßgebenden sowjetfreundlichen Kreise der englischen Öffentlichkeit aus verschiedenen Leitartikeln bereits deutlich feststellen. Wenn diese propagandistische Linie noch nicht überall zum Durchbruch kommt, so deshalb, weil man in der englischen Hauptstadt von Moskau wieder einmal überrascht und vollendet Tatsachen gestellt wurde. Moskau hat sich nicht erst die Mühe gegeben, die Westmächte über seine Pläne zu informieren und Staatssekretär Hull erklärte auf der gestrigen Presskonferenz des Staatsdepartements, daß während seines Aufenthaltes in Moskau keine maßgebende Sowjetstelle irgend etwas bestimmtes über derartige Pläne verlauten ließ.

Im allgemeinen wird, soweit bisher Kommentare aus dem Lager der Westmächte vorliegen, die neue taktische Maßnahme der Sowjets mit den Ansprüchen der Sowjetunion auf ost-, südost- und mitteleuropäische Gebiete in Zusammenhang gebracht.

Ganz besonders drückt sich das im Leitartikel des Londoner „Daily Express“ aus, dessen Besitzer Lord Beaverbrook für besonders enge Beziehungen zu Moskau eintritt. Der „Daily Express“ erklärt, die Opposition gegen die sowjetischen Ansprüche auf die baltischen Staaten beispielsweise im Westen würde sicherlich bedeutend geringer werden oder ganz verschwinden, wenn „die baltischen Staaten die Freiheit haben, außenpolitisch und militärisch ihren eigenen Weg zu gehen“. Das Blatt weist darauf hin, Molotow habe in seiner Rede ausdrücklich die ehemaligen Baltikumstaaten und rumänisches und finnisches Gebiet, auf das Moskau Anspruch erhebt, erwähnt. Hier wird das Zusammenspiel zwischen dem Westen und der Sowjetunion auf Kosten der kleinen europäischen Staaten besonders greifbar.

In London stellt man mit Befriedigung fest, daß man nunmehr ohne stärkere moralische Gewissensbisse unabhängige europäische Völker der Sowjetunion überlassen könne, da sie ja gemäß der neuen Verfassung der Sowjetunion gewisse Eigenrechte haben würden.

Daß diese Eigenrechte lediglich auf dem Papier stehen, wird natürlich nicht erwähnt. Allerdings macht die „Yorkshire Post“ darauf aufmerksam, daß diese neuen sogenannten selbständigen Republiken politisch völlig gleichgeschaltet seien und daß ihr politischer Kurs durch die Monopolstellung der von Moskau geleiteten bolschewistischen Partei bestimmt werde. Die Zentralisierung der bolschewistischen Partei-

leitung aufzuheben, hat sich Moskau wohlwollend gelübt.

Abgesehen von diesen Fragen beschäftigt man sich in London und Washington vor allem mit den diplomatischen Auswirkungen der neuen Moskauer Maßnahme und stellt die Frage, ob die Sowjets nunmehr in einer zukünftigen internationalen Weltorganisation nicht mehr einen, sondern sechsundsechzig Sitze und Stimmen beanspruchen würde. Diese Aussicht macht sowohl London wie Washington einiges Kopfzerbrechen. Auch Staatssekretär Hull wurde auf der Presskonferenz gerade hierüber eifrig befragt.

Hull wich aber einer klaren Antwort vorsichtig aus. Verschiedene Zeitungskor-

spondenten stellen die Frage, ob die amerikanische Bundesregierung auch jedem der 48 Staaten der USA eine derartige „diplomatische Souveränität“ zugestehen würde. Hull antwortete lakisch: „Ganz soweit ist es noch nicht.“ Im übrigen forderte er die Presse auf, in ihren Urteilen sehr zurückhaltend zu sein, da es sich um eine innenpolitische Frage handle, über die allein der Sowjetunion die Entscheidung zustehe.

Auffällig ist, daß gleichzeitig mit der Veröffentlichung der neuen Moskauer Maßnahme die amtliche TASS-Agentur die Meldung bringt, der bisherige stellvertretende Kommissar für auswärtige Angelegenheiten Korneitschuk seines Postens „auf eigenes Verlangen“ entlassen worden ist.

Neuer starker Luftangriff auf London!

Die zweite Abwehrschlacht von Witebsk entbrannt / Erbittertes Ringen um den Monte Cassino / Terrorangriff auf Wilhelmshaven

Aus dem Führerhauptquartier, 4. Februar

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Im Raum von Nikolajew kam es gestern zu schweren Kämpfen. Südlich der Stadt schloßerten alle Angriffe der Sowjets. Nordwestlich Nikolajew brachten unsere Gegenangriffe überlegene Feindkräfte schwere Verluste bei.

In das Kampfgebiet zwischen Kirowgrad und Belja Zerkow führte der Feind Verstärkungen nach und setzte seine Angriffe ohne Unterbrechung fort. Eine unserer Kampfgruppen wie konzentrische feindliche Panzerangriffe ab und vernichtete in den beiden letzten Tagen 41 sowjetische Panzer.

Im Gebiet südlich der Pripjettümpfe wurden mehrere örtliche Angriffe der Sowjets in harten Kämpfen abgewehrt.

Zwischen Pripjet und Beresina wurden erneut mit Schlachtfliegerunterstützung geführte Durchbruchversuche des Gegners nach schweren, wechselvollen Kämpfen vereitelt.

Im Kampfraum von Witebsk entbrannte die zweite Abwehrschlacht in voller Stärke. Der Feind erlitt bei der Abwehr seiner wiederum südöstlich und nordwestlich der Stadt mit zahlreichen Divisionen, Panzern und Schlachtfliegern geführten Angriffe hohe blutige Verluste. 40 feindliche Panzer wurden abgeschossen. Die Schlacht geht weiter.

Nördlich Nowel, westlich Nowgorod und im Raum von Narwa errangen unsere Divisionen nach Abschluß einer Anzahl sowjetischer Panzer in Abwehr und Angriff örtliche Erfolge.

Bei den schweren Abwehrkämpfen zwischen Wolchow und Leningrad hat sich die ostpreussische 121. Infanteriedivision unter Führung des Generalleutnants Friedl mit dem unterstellten ostpreussischen Grenadierregiment 45 unter Führung des Oberst Schwender sowie eine Kampfgruppe der

Luftwaffe unter Führung des Oberstleutnant Ulla besonders bewährt.

Im feindlichen Landekopf von Nettuno wurden stärkere feindliche Kräfte im konzentrischen Gegenangriff eingeschlossen. Kollisionsangriffe wurden abgewiesen.

An der Südfront setzte der Feind seine Durchbruchversuche am Bergmassiv von Cassino fort. Die wechselvollen Kämpfe werden auf beiden Seiten mit äußerster Verblissbarkeit geführt.

Nordamerikanische Bombenverheerungen führten in den Mittagsstunden des 3. Februar einen Terrorangriff auf einige Städte des nordwestdeutschen Küstengebietes durch. Durch Abwurf zahlreicher Spreng- und Brandbomben wurden besonders die Wohnbezirke der Stadt Wilhelmshaven getroffen. Der Feind verlor nach bisher noch unvollständigen Meldungen 5 viermotorige Bomber und eine Anzahl Jagdflugzeuge.

In den späten Abendstunden des 2. Februar warfen einige feindliche Flugzeuge Bomben in West- und Nordwestdeutschland.

In der vergangenen Nacht führte unsere Luftwaffe mit starken Kräften Angriffe gegen London und Ziele in Südostengland durch. Bereits beim Abflug beobachteten unsere Verbände große Brände.

Bei dem bereits gemeldeten Angriff deutscher Torpedoboots gegen ein feindliches Nachschubgeleit vor der nordafrikanischen Küste am 1. Februar wurden nach ergänzenden Meldungen zwei weitere Handelschiffe mit 16 000 BRT durch Torpedotreffer schwer beschädigt. Damit erhöht sich die Zahl der beschädigten feindlichen Schiffe auf insgesamt einem Kreuzer und neun Handelschiffe mit 58 000 Bruttoregistertonnen.

Der Führer befragte wünscht dem Präsidenten Rity zum Geburtstag. Der Führer hat dem Präsidenten der Republik Finnland, Risto Rity, zu seinem Geburtstag ein herzlich besungen gehaltenes Glückwunschtogramm übermittelt.

Das Gesicht im Spiegel

Es gab einmal in England einen Mann, der dimkte sich klug und wies und hielt sich für einen ebenso großen Staatsmann wie Literaten. Er schrieb dicke Bücher über Gott und die Welt, vor allem aber über sich selbst, über seine abenteuerliche Lust am Kriegsführen und seine nicht minder abenteuerlichen Spekulieren am runden Tisch der Weltpolitik. Er hatte eine besondere Gabe der scharfen Formulierung und vor allem keine Scheu vor dem Worte. Er sagte, was er dachte; und er dachte manchmal, nämlich, wenn sein Denken nicht getrübt war durch egoistische Spekulationen seines mamonistischen und politischen Ehrgeizes, die bei ihm jeweils alles Gewissen und alle Einsicht überwältigten, sogar richtig.

So z. B. bewegte ihn in den Jahren nach dem ersten Weltkrieg sehr das neugeborene bolschewistische Problem. Er kannte es aus gewissen persönlichen Erfahrungen und unmittelbaren Berührungen, denn er war damals englischer Kriegsminister, und er ergrübelte es mit seinem zweifellos hoch entwickelten kritischen Intellekt. Was Erfahrung und Einsicht ihm vermittelten, legte er dann in apodiktischen Urteilen nieder, in denen sich manchmal eine wahrhaft sprachschöpferische Lust am geistigen Spiel der Worte austobte. So z. B. wenn er meinte:

„Rußland, das sich selbst aus der Gesellschaft der Menschheit ausgestoßen hat, wagt in der Polarnacht seine Klagen und predigt mit vor Hunger und

Ekstase starren Lippen seine Philosophie des Hasses oder des Todes.“

Oder wenn er, nicht minder kräftig, seinen Fluch schiederte:

„Hinter dem Bolschewismus steht Moskau, jene dunkle, finstere, teuflische Macht, eine Bande von Weltverschwörern. Diese Bande richtet alle ihre Bestrebungen darauf, alle zivilisierten Länder zu versetzen.“

Nicht ohne Sinn und nicht ohne Weiblichkeit gesagt! Dieser eklatante Prediger gegen den Bolschewismus, dieser auftrittende Warner und Wecker eines müden Europas kann einen interessieren.

Wir brauchen ihn unseren Lesern nicht vorzustellen. Sie kennen ihn sehr genau: Es ist niemand anders als Minister Winston Churchill, seiner britischen Majestät heutiger Premierminister! Er hat sich mittlerweile allerdings ein bißchen gewandelt; nicht weil der Bolschewismus sich gewandelt hätte; die Massenrührer von Katzen zeigen, wie wenig das der Fall ist, sondern weil das politische Interesse Englands sich gewandelt hat. Der gleiche Churchill, der so geurteilt hat, faucht heute mit dem Obersten dieser „Bande von Weltverschwörern“ den Bruderkuß, und er wird nicht einmal rot dabei. Wie sollte er auch! Wer sich so weit verkauft, muß frei sein von allen Hemmungen.

Wie könnte er denn sonst sein Gesicht im Spiegel noch ertragen?! aw.

Der letzte Akt einer großen Tragödie

Indianer auf dem Kriegspfad / Neue Sensationsmethoden der USA-Kriegsberichterstattung

Von unserem Lissaboner Sch-Vertreter
Lissabon, 2. Februar.

Die Kriegsberichterstattung der Amerikaner ist eine Mischung aus der falschen Wildwestromantik billiger Groschenhefte und aus der Sentimentalität kitschiger Hollywood-Filme. Urteile vor kurzem ein neutraler Beobachter. Aber genau wie die Kriegsfilme Hollywoods keinen dauernden Erfolg hatten, genau so wenig befriedigt diese Art von Berichterstattung der Presse die amerikanischen Massen. „Der Krieg wird ihnen langweilig“, klagte die dieser Tage ein USA-Korrespondent in Washington. Vor einigen Wochen wurde in einer Stadt des amerikanischen Nordwestens einmal die Probe auf Exempel gemacht. Die eine Zeitung der Stadt veröffentlichte an erster Stelle in Großaufmachung eine wildbewegte Story vom Kriegsschauplatz in Italien, die andere einen Sensationsbericht über einen Mordfall, der deswegen besonderes Aufsehen erregt hatte, weil der Mörder seinem Opfer nach der Tat einen großen Strauß roter Nelken in den Arm gelegt hatte. Ergebnis: Der „rote Nelken-Mord“ hatte unendlich mehr „Erfolg“. Die Leute rissen sich um den Bericht über die Mordtat, während sich keiner um die Schilderung der Kämpfe in Italien kümmerte.

Angesichts dieser und ähnlicher Erfahrungen versucht das Washingtoner Informationsamt, den Krieg „interessanter“ zu gestalten oder wie man im amerikanischen Geschäftsjargon sagt, „den Krieg mit besserem Erfolg an die Massen zu verkaufen“. Das Interesse der Öffentlichkeit soll durch besonders „romantisch“ gefärbte grellste Sensationsberichterstattung geweckt werden. Zu diesem Zweck hat man jetzt zum Beispiel die kümmerlichen Reste der von den Vätern und Großvätern der jetzigen Generation „liquidierten“ Indianer wieder mobil gemacht.

„Die Indianer im Weltkrieg“ ist die letzte große Mode der USA-Kriegsberichterstattung. Wie sie aussieht, geht aus folgendem Satze eines Berichtes des „American Legion Magazine“ hervor: „Die Rothäute der Pazifik-Armee haben einen heiligen Eid beim Großen Geist geschworen, nicht eher wieder in ihre heimatlichen Wälder zurückzukehren, bis sie den Kriegszustand in den Straßen Tokio getötet haben“. Die Übersetzung dieses schönen Berichterstattungs-Ergusses lautet: „Indianer auf dem Kriegspfad gegen die Achsenmächte“. In dem gleichen Artikel wird mitgeteilt, die Krieger des Großen Geistes hätten General Mac Arthur zu ihrem obersten Hauptling gewählt. Mac Arthur ist auf diese Weise zwar noch nicht Präsident der USA geworden, wie seine Freunde wünschen, aber immerhin Hauptling aller nordamerikanischen Indianer.

Die USA-Pressen ist die ganze bunte Indianerromantik der Lederstrumpflüge erneut in Parade aufmarschieren. Aus ihrem Grabe stehen die Apachen, die Irokesen, die Kriehendianer, die Sioux, und wie die einzelnen Stämme der Buffalo-Bill-Zeit sind noch heute, auf und tanzen ihre Kriegstänze und halten Kriegesrat am Feuer, während die Pfeile rund herumgeht und alles genau fotografiert und gezeichnet wird. Das im Pazifik kämpfende 196. Infanterie-Regiment und das in Italien eingetragene 45. Infanterieregiment soll zum größten Teil aus Indianern bestehen. Begeistert schildert ein Kriegsberichterstatte, wie die Indianer auf Ställen mit dem bekannten Kriegsgeheul ihrer Ahnen in den Kampf gezogen seien.

Gleichzeitig beteiligen sich dabei ihre „Squeews“ eifrig an der Zeichnung für die verschiedenen Kriegsantennen Wallstreets. Und damit kommen wir zu dem sehr ersten Hintergrund dieser zunächst nur kostenlos folgenden Berichte: Die Indianer sind die einzigen, die die Freiheit des Wortes haben und die deutschen Amerikanen und Abteilungen bestimmen, was die Lebens- und die Opferwillen sind. Sie spenden unüberwindlich schreibt die Korrespondenten, die werden uns unserer Strafen klein den Ausländern.

Morgen im Rundfunk

Samstag, Reichsprogramm: 8 bis 8.15 Uhr: Georg Friedrich Händel, 8.15 bis 9: Singschön am Morgen, 9.05 bis 9.30: Wir singen von 12.35 bis 12.45: Zur Lage, 12.45 bis 13: „Alles ist von zwei bis drei“, Musik, die das Herz erfreut“, 13 bis 13.15: Musik, die das Herz erfreut“, 13 bis 13.30: Volkstümliche Melodien, 13.30 bis 13.45: Zeitgespräch, 13.45 bis 13.55: Fröhenliche, 13.55 bis 14: Klänge der Platte, 14 bis 14.30: Zum Wochenende, - Deutschland, 14 bis 14.30: Orchester- und Kammermusik, 14 bis 14.30: Solistenabend, 14.30 bis 15 Uhr: Aus Oper und Konzert.

solche wirkenden unzeitgemäßen Indianerromantik. Der allerletzte Akt der großen Tragödie des roten Mannes spielt sich nämlich in diesem Kriege ab. In einem Stimmungsbild des New Yorker Rundfunks wurde vor kurzem folgendes erzählt: „Dieser Tage fand ein Kriegesrat eines südwestlichen Indianerstammes statt. Hauptredner war ein Hauptmann des amerikanischen Heeres, der von den Indianern Land verlangte. Die Armee wollte 400.000 ha der Reservation haben, die dem Stamm als Aufenthaltsort angewiesen worden war, um auf diesem Terrain einen Übungsplatz der Flak zu schaffen. In den Augen der Armee handelte es sich um ein wenig mehr als um ein Stück toten und unbrauchbaren Landes, für die Indianer aber war es die letzte Heimat. Aber der indische Kriegesrat erklärte dem Vertreter der USA-Wehrmacht: „Wenn die Wehrmacht denkt, das Land könne ihr nützen, dann solle sie das Land haben.“ Auf die Frage, unter welchen Bedingungen die Indianer auf ihr Land verzichten würden, wurde folgender Beschluß gefaßt: „Wir verlangen nichts, was die Wehrmacht zahlen will, wird uns nicht sein.“

Solche „Geschäfte“ wünscht sich jeder echte Amerikaner nur findet er sie außerordentlich selten, und dann nur bei den Indianern. Diese Indianer verlieren zur Zeit ihre bisher sorgsam gehüteten Reservelöcher, die ihnen der weiße Mann als letzten Zufluchtort noch gelassen hatte. Die Schutzbestimmungen, die diesen Besitz garantieren sollten, sind zugunsten der USA-Wehrmacht und Rüstungsindustrie aufgehoben worden. Auf dem ehemaligen Indianerland entstehen heute Rüstungsfabriken und Übungslager der Wehrmacht. Die letzten Abkömmlinge aber der tapferen Krieger, die einst ihre Väter ermordeten und vernichteten und ihnen ihr Land weggenommen.

„Der beste Indianer ist ein toter Indianer“, hieß einst der Wahlspruch amerikanischer Pioniere, die ebenso geschickt im Bibelauslegen wie im Indianerkalpien waren. Dieser fromme puritanische Spruch ist bis auf den letzten Wörtchen Wirklichkeit geworden. Über allem aber leuchtet die Freiheit der Atlantik-Charta Roosevelts.

„Wie leben die anderen?“

In Holland kommen „Hutspot“ und „Stamppot“ wieder zu Ehren Jeden Abend einen Schnaps!

(Von unserem Sonderkorrespondenten Theodor von Radloff)

Ein Jahrhunderte altes holländisches Nationalgericht, der Leidener „Hutspot“, ist heute in den Niederlanden infolge der Kriegsverhältnisse mehr als je zuvor zur Geltung gekommen. „Hutspot“, Eintopf aus Kartoffeln, Mohrrüben und Zwiebeln, wird seit Urgroßvaters Zeiten in allen holländischen Haushaltungen alljährlich zur Erinnerung an die Beendigung der langen und schließlich erfolglos abgebrochenen Belagerung der Stadt Leiden vor rund 370 Jahren gegessen. Jetzt setzen die holländischen Hausfrauen ihren Familien zur abendlichen Hauptmahlzeit dieses Gericht mehrmals wöchentlich vor, denn der „Hutspot“ entspricht dem Geschmack der Niederländer und spart Marken. An anderen Tagen der Woche essen die Holländer „Stamppot“, das heißt einen beliebigen Gemüsetopf. Nur einmal wöchentlich ist die Hausfrau in der Lage, eine Mahlzeit mit Fleisch zuzubereiten. Dann gibt es meistens Beefsteak oder Rostbeef, je nachdem, was der Fleischer gerade im Laden hat. Von Zeit zu Zeit kommt auch ein Fischgericht auf den Tisch, aber das gehört schon zu den Seltenheiten. Das Frühstück der Holländer ist ebenfalls denkbar einfach geworden, und zum „Twaalfuurte“, dem in Holland üblichen kalten Mittagessen mit Kaffee, Brot und Beilage, gibt es nicht mehr wie einst für jede Person unter anderem einen „Uitendijver“, zwei mit Butter bestrichene, jedoch mit Rostbeef oder Schinken belegte Weizenbrote mit Speiseöl, sondern eben Marmelade, Fischpaste und Tomaten, bestenfalls etwas Käse.

Diejenigen, die ein vorkriegsmäßiges kräftiges und reichliches Essen nicht entbehren wollen und über genügend Geld verfügen, haben natürlich die Möglichkeit, alles das, was sie nicht auf Karten erhalten, unter der Hand zu kaufen, denn leider blüht in Holland der schwarze Markt. Aber den meisten Holländern bleibt, auch wenn sie für eine gewöhnliche Vorkriegsmahlzeit die ohne Finessen zubereitet ist, im Restaurant 50 bis 60 Mark bezahlen sollen. Im Kleinen ist allerdings fast jeder Holländer Besitzer des schwarzen Marktes. Die eine Hausfrau kauft von Zeit zu Zeit ein Pfund Butter unter der Hand, um Markenschwierigkeiten auszugleichen, die andere ein paar Eier, und die Dritte setzt ihrer Familie einen schwarz-gekauften Sonntagsbraten vor. Aber die wenigsten haben das Geld, regelmäßig in größeren Mengen außer der Zuteilung Lebensmittel zu beziehen.

In Holland wurde vor dem Kriege, wie in allen Ländern, wo ein raues Klima herrscht, viel Schnaps getrunken. Es gab kaum einen Holländer, der nicht täglich

nach Büroschluß, sein „Borretje“ d. h. Genever, zu sich nahm. Wein galt in Holland seit jeher als Luxus, den sich die meisten nicht leisten konnten. Auch der Bierkonsum war niemals besonders groß, da man das Bier mehr oder weniger als Nebengetränk zum Schnaps ansah. Die Gaststätten schenken nur noch abends zwischen 6 und 7 Uhr einen Schnaps an jeden Besucher aus. Wer mehr trinken will, muß bei dem verständnisvoll zwinkernden Ober ein „Speciaalje“ bestellen. Das ist ein Schnaps, der in vielen Lokalen für 3 oder 6 Mark pro Glas schwarz eingeschwenkt wird.

Ähnlich wie beim Essen und Trinken liegen die Dinge auf allen anderen Wirtschaftszweigen. Auf die Kleiderkarte kann der Holländer etwa dieselben Mengen der Deutsche im Reich kaufen. Es gibt nur noch wenige Warenartikel, die nicht bezugsbeschränkt sind. Im übrigen gilt das ungeschriebene Gesetz: Wer Mangelware ohne Punkte oder Bezugsscheine kaufen will, muß sehr, sehr tief in die Tasche greifen und außerdem noch damit rechnen, daß er tüchtig übers Ohr gehauen wird.

Verdienstmäßig geht es einem großen Teil des holländischen Volkes heute besser als vor dem Kriege. Die Gehälter in fast allen Berufen sind durch Verordnungen des deutschen Reichsministeriums heraufgesetzt worden. Vor allem wirkt sich das bei den kleineren Gehalts- und Lohnempfängern aus, denen aller Überfluß in Holland vor dem Kriege nicht genügt hatte, da sie sich finanziell sehr wenig leisten konnten. Die Gehaltensstufen in Holland, dem kinderreichsten Land Europas, steigt noch immer an. Die Volksgesundheit hat sich während der Kriegsjahre nicht verschlechtert. Wenig auch viele Holländer oft über die kriegsmäßigen Beschränkungen bissige Bemerkungen machen, so kann das nicht ernst genommen werden, denn der Holländer neigt ein klein wenig zum Nörgeln. Im äußeren Bild Hollands hat sich wenig geändert. Sogar die zahlreichen an Herzerkrankungen leidenden Terriers und Möpse sind nach wie vor in den Straßen der niederländischen Städte zu sehen. Nur die Geschäfte sind etwas leerer geworden, und in den Nachmittagsstunden ist die Stadt durch die man geht, nicht mehr wie früher von dem bitteren Geruch frisch aufgetriebenen Bohnenkaffees geschwängert. Dieser Geruch entsteht nur noch wenigen heimlichen Kaminen.

Japan verdoppelt seine Schiffsbestellungen. Der japanische Schiffbau macht nach wie vor Fortschritte, betonte der Marineminister Inami im japanischen Reichstag. Er sei zu erwarten, daß sich die Schiffsproduktion in diesem Jahr verdoppelt.

Festpreise statt Kostenpreise

In einer überbeschäftigten Wirtschaft ist der Kostenpreis, bei dem der Unternehmer seine Selbstkosten erstattet bekommt, nur noch in Ausnahmefällen ein gerechter Preis. Mit dem Fortfall des freien Wettbewerbes hat der Unternehmer, der im Preis auf jeden Fall seine Kosten erstattet bekommt und dessen Gewinn mit der Höhe der Kosten anteilmäßig verbunden ist, keinerlei Interesse an einer Preissenkung noch an einer Leistungssteigerung. Nun verlangt aber gerade das gegenwärtige Stadium des Krieges die allersparsamste Wirtschaft mit Rohstoffen und Energie und den sparsamsten Einsatz von Arbeitskräften. Dies wird aber nur durch eine Senkung der Kosten zu erreichen sein. Demgemäß sind nach den Richtlinien des Preiskommissars alle Bestrebungen der Industrie, des Handels und des Handwerks zu unterstützen, welche darauf abzielen, an Stelle von Preisrechnungs-vorschriften oder individuellen Stopp-Preisen zu einem System fester und einheitlicher Preise zu gelangen und derartige Vorschläge zu genehmigen, wenn das beantragte Preissystem Gewähr dafür bietet, daß die geltenden, derzeit zulässigen Preise im allgemeinen mindestens nicht überschritten werden.

Für die Durchsetzung des Festpreisgedankens gibt Oberregierungsrat Dr. H. Krauthaus vom Preiskommissariat im neuen Heft der Zeitschrift „Vierjahresplan“ einige anschauliche Beispiele. Das gilt zunächst für den Baupreis. Gerade hier sind Selbstkostenverträge und mehr noch Stundenlohnarbeiten häufig nicht zu umgehen.

Um diese wenigstens bis zu einem gewissen Grade in die Festpreiskategorie miteinzubeziehen, hat der Preiskommissar die Stundenlohnzuschläge reichsweit festgesetzt. Auf dem Spinnstoffsektor lassen insbesondere die seit Jahr und Tag außerordentlich schwankenden Rohstoffkoten eine einheitliche Gesamtpreissetzung nicht zu. Trotzdem ist z. B. in den am 14. September 1943 herausgegebenen Richtlinien zur Preisbildung für Waschezeugnisse und Haushaltswaren aus Spinnstoffen oder Austauschstoffen für Spinnstoffe der Festpreisgedanke durch feste Verrechnungs-löhnsätze sowie feste Zuschläge für Verwaltungs- und Vertriebsgemeinkosten und Gewinna in einem durch feste Verarbeitungs- und Handhabungskosten gefordert worden. Auf dem Gebiet der Handwerkspreise schließlich und ebenso neuerdings auch auf dem Gebiet der industriellen Ausrüstungen und Ausbesserung von Kleidungsstücken sind für die sogenannten „Regelarbeiten“, d. h. für die regelmäßig wiederkehrenden Leistungen feste Preise für zahlreiche Sparten in den letzten Monaten festgesetzt worden und für weitere Sparten in Kürze zu erwarten. Wo der ganze Preis nicht festgelegt werden konnte, hat der Preiskommissar also im Bau- und im Spinnstoffsektor wenigstens einzelne Kostenelemente oder vor allem im Handwerk wenigstens einzelne Gruppen von Arbeiten preislich festgelegt und von der unter den augenblicklichen Verhältnissen im allgemeinen nicht zur Leistungssteigerung beitragenden Preisrechnung ausgeschlossen.

7.2 Mill. Bergmannstreuegeld ausgezahlt

In den letzten Tagen wurde bekanntgegeben, daß in einem Bergbaurevier 103.000 RM und in einem anderen 50.000 RM an Bergmannstreuegeldern ausgezahlt worden sind. Nimmehr liegen die zusammenfassenden Zahlen für 1943 vor. Wie der Präsident der Reichsknappschaft mitteilt, ist das Bergmannstreuegeld im Vorjahr an insgesamt 2406 Bergmänner im Betrage von 7.201.000 RM ausgezahlt worden. Jeder dieser Bergmänner hat also im Durchschnitt fast 3000 RM erhalten. Das Bergmannstreuegeld ist als ein Teil der im Oktober 1942 verordneten weiteren Verbesserung der knappschaftlichen Rentenversicherung mit Wirkung vom 1. Januar 1943 ab eingeführt worden. Es stellt eine besondere Anerkennung der schweren Untertagearbeit des Bergmannes dar. Anspruch darauf erwerben alle Hauer, die mindestens 15 Jahre wesentlich bergmännische Arbeiten verrichtet, das 46. bzw. 50. Lebensjahr vollendet haben und weiterhin als Hauer unter Tage arbeiten. Diese Männer bekommen für die ersten beiden vollen Jahre ihrer weiteren Hauerstätigkeit ein Treuegeld von je 500 RM, für jedes folgende Jahr ein Treuegeld von 1000 RM. Sie erhalten das Geld, wenn ihre Knappschafts-

renten fällig werden. Stirbt ein Bergmann vorher, so steht das Treuegeld seinen Angehörigen zu. Um dem Bergmann schon in jüngeren Jahren den Ausweg einer gesunden Familie zu erleichtern, kann ihm das Treuegeld unter gewissen Voraussetzungen als Vorleistung in Form eines vermögenslosen Darlehens für den Erwerb eines Eigenheims, die Ausstattung oder Ausbildung seiner Kinder usw. gewährt werden. Dieses Treuegeld sichert dem Hauer im Verein mit seiner Rente und den Leistungszuschlägen, die er zu dieser Rente bekommt, eine soziale Versorgung, wie sie kein Bergmann in den anderen Ländern der Erde hat, in welchem Maße die Hauer mit ihrer Arbeit verunreinigt sind, geht daraus hervor, daß in abgelaufenen Jahr teilweise Treuegelder übergeben werden konnten, die nicht selten 5000, 7000, 10.000, ja sogar 16.000 RM erreichten. Die bisher ausgezahlte Summe von 7.2 Mill. RM Treuegeldern stellt erst einen Anfang dar, weil der Kreis der Bergmänner, die darauf Anspruch haben, erst in den letzten Monaten genauer festgelegt werden konnte. In der kommenden Zeit werden daher noch erheblich mehr Bergmänner diese in der Sozialversicherung einmalige Leistung erhalten.

Präsidium der Wirtschaftskammer Mannheim

Der Reichswirtschaftsminister hat mit Verfügung vom 17. November 1943 - III WOS 1b/9726/43 - die Satzungen der Wirtschaftskammer Mannheim genehmigt. Das Präsidium wurde nunmehr endgültig gebildet.

Es sind berufen: zum Präsidenten der Wirtschaftskammer Mannheim Herr Konsul Dr. Heinrich Goebels, Firma Huth u. Co., Mannheim; zu Vizepräsidenten: Herr Direktor Eduard Max Hofweber, Firma Heinrich Lanz AG, Mannheim; Herr Fabrikant Heinrich Landfried, Firma P. J. Landfried, Heidelberg; Herr Oberbürgermeister Carl Renninger, Firma Carl Renninger, Mannheim; Herr Generaldirektor Erich Schuth, Firma Fendel-Schiffahrt AG, Mannheim; Herr Fabrikant Heinrich Winterwerb, Firma Winterwerb, Streng u. Co., Mannheim; der stellv. Geschäftsführer, Herr Friedrich Stark, Mannheim.

Bezahlung des Hausarbeitstages. Für den jetzt in den deutschen Betrieben eingeführten Hausarbeitstag erhalten die Lohn- und

Gehaltsempfängerinnen kein Entgelt. Eine Anordnung hat neuerdings bestimmt, daß dieser ausfallende Arbeitstag doch bezahlt werden kann, wenn Frauen sonst infolge eines empfindlichen Lohnausfalles auf ihren unbedingt erforderlichen Hausarbeitstag verzichten müßten.

Eine Million Kronen für Leistungspreise. Um eine Leistungssteigerung in allen Revieren anzuregen, hat die Bergdirektion des Mährisch-Ostrauer Beviere Leistungspreise in einer Gesamthöhe von über einer Million Kronen ausgeschrieben. In dieser Summe sind Preise von 100.000 bis 200.000 Kronen für die Lösung spezifischer Fragen enthalten.

Große Verbesserung in der Bandweberei. Der Vorschlag des Obermeisters eines sächsischen Band- und Gurtweberei zur vereinfachten Schlauchentfertigung ließ bei Erledigung eines einzigen Auftrages 162.400 Arbeitsstunden einsparen; außerdem wurden 30 Millionen Meter Nähfäden erspart, sowie 70.000 Nähmaschinen und 6000 kw Strom. Dieses verbesserte Verfahren ist zudem nicht betriebsgebunden und wird von anderen Unternehmen jetzt eingeführt.

Internat für Bürokräfte. Die Deutsche Arbeitsfront hat in Grodno ein Internat eröffnet, um frühere Hausangestellte zu tüchtigen Bürokräften auszubilden. Der Unterricht erstreckt sich auf Stenographie, Maschinenschreiben, Buchführung, Deutsch und Rechnen.

Geheimnis der genialen Abkunft / Von Dr. E. Gottlieb

Das Rätsel der Menschwerdung wird uns in seiner Undurchdringlichkeit neu bewußt im Hinblick auf die Bedingungen, aus denen Goethe hervorging. Die Gegenständlichkeit der ertelichen Erbmasse ist oft betont worden. Beim Vater norddeutsche, bei der Mutter süddeutsche Volkstämme. Dort Handwerker, hier Gelehrte und Beamte. Dort Vorstand, hier Gefühl, dort Rationalismus, hier Pietismus. Dort Schwerbüdigkeit, pedantische Redlichkeit, Prinzip und System, Schablone und Regel, ein konsequentes Umsetzen des Lebens, während hier der Lebensstrom in ungehemmter Ursprünglichkeit über alle Dämme bräust.

Man ist es gewohnt, diese Gegenständlichkeit der ertelichen Veranlagung als vortellhafteste Voraussetzung für die Nachkommenschaft zu preisen. Man begehrt dabei einen Rückschluß von Goethe selbst aus. Aber man vergißt, daß noch ein zweites Kind aus der besagten Verbindung hervorging (von dem ersten getrennt durch kaum mehr als ein Jahr, innerhalb dessen keine wesentliche Anders-Entwicklung die Entstehungs-Bedingungen beeinflussen konnte.) Die Ungleichheit der ertelichen Erbteile, hier trat sie sichtbar in Erscheinung; dem Äußerer entsprach ein Gemüt, das „ohne Glauben, ohne Liebe, ohne Hoffnung“ war. Und wie kein starkes Gefühl die Geiten stütze, so fand auch die Tochter Cornells niemals in sich den Ruhepunkt, in dem die Disharmonien ihres Wesens sich hätten auflösen und versöhnen können.

Daß die vier jüngeren Kinder in zartem Alter starben, ist schon aus dem Grund bedauerlich, weil uns damit weitere Verdächtigungen gestiftet sind. Die Aufmerksamkeiten, die Goethe persönlich zu begründen als Produkt der ertelichen Verbindung, zu untersuchen, welchen Gesetzen die Ver-

erbung gehorcht hat in einem so außerordentlichen Fall, läßt sich nunmehr umreißen lediglich an Hand des Materials, das die beiden älteren Geschwister bieten.

Die Erwägung und Bewertung der ertelichen Gegebenheiten übersteht gewöhnlich einen Faktor: das Verhältnis, in dem diese Gegebenheiten zueinander standen innerhalb des Elternpaares selbst. Man kann in diesem Fall nicht sprechen von Gegenständen, die einander ergänzten, weder auf dem Wege eines dauernden Ausgleichs, noch einer blutigen rötlichen Verschmelzung. Ein siebenjähriges Kind wurde Elisabeth Textor dem 38jährigen kaiserlichen Rat angetraut. Konnte bei dem unerwachten Mädchen, das sich den Lebensgefährten nicht selbst gewählt hatte, von einer individuellen Neigung keine Rede sein, so dürfte sie sich auch kaum aus Neigung gewählt haben. Es war, nach Goethes eigenem Zeugnis, nicht die Hand dieser Frau, sondern die der Tochter der Schutheiden und Ratensmitglieder, die sein Vater erstrebte. Außere Umstände, nicht eine persönliche Anziehung irgend welcher Art - nicht der Zwang des Instinktes, nicht die Übereinstimmung des Charakters - führten Goethes Eltern zusammen.

Schopenhauer spricht von dem Geist der Gattung, der bei jeder Begegnung junger Menschen verschiedenen Geschlechts anwesend ist und sinnend erwägt, wie die Früchte einer Verbindung zwischen ihnen ausfallen würden; Neigung, Abneigung oder Gleichgültigkeit, die er in den beiden erregt, entsprechen genau der Qualität ihrer etwaigen Kinder. - Das Bild hat etwas Übersaus Einleuchtendes: Erotische Anziehung als Hinweis der Natur auf die Wünschbarkeit der Vereinigung bestimm-

ter Erbmassen im Interesse einer höchstehenden Nachkommenschaft.

Und doch, eine Theorie von unmittelbarer Überzeugungskraft, gemessen am größten Beispiel, hält sie nicht Stich.

Der glücklichste und beglückteste Genius des deutschen Volkes entstammt keiner Liebeshe. Der naturhafteste verdankt seine Entstehung nicht dem Gebot der Natur.

Wenn die Anlagen der Eltern, an und für sich betrachtet, sich zusammenschlossen zu einer nahezu universalen Mannigfaltigkeit, die den unterschiedlichsten Kombinationen Raum bot, so kommt ihre mangelnde Beherrschung in dem Elternpaar selbst hinzu als ein zweifaches negatives Moment.

Unter solchen Gesichtspunkten erscheint Cornells Gemüt als das relativ begreiflichere Ergebnis dieser Verbindung. Der Bruder aber wirkt umgekehrt als das, was er ohnehin ist: ein Wukler.

Es läßt sich wohl feststellen, daß in Cornells größtenteils das Erbe des Vaters lebte, durch einen Einschub der mütterlichen Art aus der Bahn geworfen und beunruhigt. Während Wolfgang vorwiegend die Erbmasse der Mutter übernommen hat, durch Legierung mit der ertelichen geerbt, gleichsam metallisiert.

Aber was für Ursachen wären es, die aus den vorhandenen Möglichkeiten, in zwei Fällen, eine so abweichende Auswahl zur Verwirklichung brachten? Die aus den gleichen Bestandteilen einmal die denkbar günstigste, das zweite Mal aber eine ausgesprochen ungünstige Mischung trafen? Die jene Mischung versahen mit dem Siegel einer vorbildlichen Harmonie, das sie dieser ganz versagte?

Welcher gudenreiche Stern hat hier einmal - ein einziges Mal - gewaltet, als aus Elementen, die beweisenmäßig (Cornells) kaum mit Sicherheit etwas ausschließ-

Positives in einem durchschnittlichen Sinn erhoffen laßen, der vollkommene Mensch hervorging?

Beobachtungsgabe

Theodor Billroth, der geniale Operateur, der auch für die Kriegschirurgie Hervorragendes geleistet hat, führte in einer Vorlesung - so wird anlässlich seines 50. Todestages am 6. Februar erzählt - vor seinen Studenten aus, zwei Dinge wären für den Arzt von ausschlaggebender Bedeutung, eine gute Beobachtungsgabe und eine vollkommene Selbstüberwindung. Bei diesen Worten stellte er ein Glas vor sich hin, das eine recht unappetitlich aussehende Flüssigkeit enthielt. Dann tauchte er einen Finger in die Flüssigkeit, führte die Hand zum Munde und leckte den Finger ab. „Wenn Sie mir so etwas nicht nachmachen können“, sagte er dazu, „dann können Sie nie gute Ärzte werden. Also versuchen Sie es.“ Die Studenten kamen an den Tisch heran, tauchten auch ihren Finger in die Flüssigkeit und leckten ihn ab. Das taten sie mit Todesverachtung, denn es schmeckte ganz abscheulich. Billroth nickte zufrieden, als der letzte Hörer wieder auf seinem Platze saß, und meinte: „Damit haben Sie ja nun Ihre Selbstüberwindung schlagend bewiesen, meine Herren. Aber ich muß Ihnen doch sagen, daß Ihre Beobachtungsgabe noch nicht auf der Höhe ist - es hätte Ihnen sonst nicht entgehen können, daß ich zwar den Zeigefinger in die Flüssigkeit eingetaucht, aber den Mittelfinger in den Mund gesteckt habe.“

Casimir v. Paszthory vollendete in einer Vertonung für Volksquartett und Streichorchester die fünf Gesänge aus Jer Weibschützende „Heilige Nacht“ von Ludwig Thoma.

Kants Lob des Februar

„Ein jeder Tag hat seine Plage,
Hat nun der Monat dreißig Tage,
So ist die Rechnung klar:
Von dir kann man dann sicher sagen,
Daß man die kleinste Last getragen,
In dir, du schöner Februar!“

Dieses Verschen hat der große Kant, wie sein treuer Pfleger in seinen letzten Lebensjahren Wasianski erzählt, am 17. August 1803 in sein Notizbüchlein eingetragen, und man nimmt an, daß er es selbst verfaßt habe. Der nächste folgende Februar war Kants Sterbemonat, und wirklich hat er in diesem Monat nach langem Leiden die letzte und kleinste Last getragen. B. Kü.

„Größe“

Wir bräuchten vor einigen Tagen eine kleine heitere Anekdote „Die Allmacht“. Eine „Künstlerin“ sang „Die Allmacht“ von Schubert; als sie zu der Stelle kam „Groß ist Jehova der Herr“ und das hohe B hinausgeschmettert, wurde nahezu ein C daraus. Da rief der Kapellmeister: „No no no - so groß ist Jehova wieder nicht!“

Hierzu erhielten wir folgende Zuschrift: „Einer las, ausgebombt auf seinem möblierten Zimmer sitzend, schmunzelnd diese Anekdote. Er dachte dabei an einen schönen, heißen Sommertag in Bad Blankenburg anno 1903. Eine Schwester saß mit einigen Jungfrauen am Waldesrand des Goldberges und sie sangen laut und eindringlich in den friedlichen Sonntag-Nachmittag hinein: „O Herr, wie groß bist du“ Darob meinte ein Herr zu seinem Frauchen, mit dem er sich frohgemut auf dem Wege zum Nachmittagskaffee im Kurhaus Chrysopras befand: „Dieser Wunsch soll erfüllt sein“, und rief in die still ausklingende Landschaft hinein: „Ein Meter rechsundsteißig!“ H. B.

